

**BRUNO HEINI**

# Teufelssaat

*Thriller*



**SPANNUNG**

**GMEINER**







**BRUNO HEINI**  
Teufelssaat



**BRUNO HEINI**

# Teufelssaat

*Thriller*

SPANNUNG

**GMEINER**



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung eines Fotos von: © scubaluna / shutterstock.com,  
© Skymountain.de / photocase.de  
Druck: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-5201-7

Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.





## KAPITEL 1

Am Morgen nach dem Tag, an dem sein neues Leben begann, lag sie unter dem zerwühlten Bettlaken und schlief. Einfach süß, das Sandmännchen musste wohl einen ganzen Sack Müdigkeit über ihr ausgeschüttet haben. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals und er traute sich kaum zu atmen. Er biss sich in den Mundwinkel, denn er wollte sie auf keinen Fall mit einem Geräusch aus ihren Träumen reißen. Obwohl er diesen Raum bis in den letzten Winkel kannte, hatten seine Augen einige Minuten benötigt, um in der Finsternis die verschiedenen Dinge auszumachen. Denn die Lampe brannte nicht, nur ein Hauch vom tausendmal gefilterten Licht der Morgensonne kroch über Umwege durch Spalten und ließ ihn die junge Frau schemenhaft in Grautönen erkennen. Ein leises Lächeln legte sich über sein Gesicht, denn in einer, höchstens zwei Minuten, wär's wieder soweit. Staubiger Geruch des alten Holzes drang in seine Nase und er genoss die beinahe göttliche Ruhe. Er schloss das eine Auge und neigte seinen Kopf zur Seite, um sie mit seinem anderen Auge zu betrachten. Für einen Augenblick sorgte er sich, das laute Pochen des Bluts in seinen Adern würde sie aufwecken. Er spürte, wie sich sein Atem beschleunigte und sogleich bemühte er sich, seine Aufregung im Zaum zu halten. Gleich würde es für eine halbe Minute etwas heller werden. Dann aber schoss völlig unerwartet Panik in sein weit aufgerissenes Auge. Mit dem Handrücken wischte er sich Schweiß von der Oberlippe. Was, wenn sich ausgerechnet jetzt eine Wolke vor die Sonne schob und das Schauspiel ausfallen ließ? Noch während er sich einredete, wie unwahrscheinlich dies war, da sich der Himmel eben noch ungetrübt gezeigt hatte, begann das Spektakel.

Seit Stunden hatte er sich wie ein Kind darauf gefreut, nun schoss Adrenalin in sein Blut. Einige Sonnenstrahlen stahlen sich durch eine schmale Ritze zwischen aufrechten Brettern, mit welchen er das Fenster von innen versperrt hatte, durchquerten den Gang und huschten dann durch eine Spalte in der Innenwand. Wie auf einer senkrechten Scheibe tanzten in der Luft golden glimmende winzige Staubpartikel vor dem schwarzen Hintergrund, als ob ein Lichtschwert den Raum teilte, der ansonsten in völliger Finsternis lag. Ein prachtvolles Bild, das ihn bereits in seiner Kindheit fasziniert hatte, wenn er wach in seinem Bettchen lag. Aber heute, als das Licht die Kleine traf, war der Augenblick magisch. Die Reflexionen tauchten auch die nähere Umgebung in hauchzartes Hell. Er lächelte, während er ihr schlafendes Gesicht betrachtete, das sich wie zum Anfassen nah aus dem Dunkel abhob. Das Licht schmeichelte ihren weichen Gesichtszügen, ihre Haut war so jugendlich, dass sich nicht der kleinste Schatten um die Augen abzeichnete. Bewegungslos lag sie auf dem Rücken im zerknitterten Bettzeug, den Kopf seitlich auf das Kissen gelegt. Einige Haare waren ihr über die Stirn gerutscht. Fast unmerklich langsam wanderte der Lichtstreifen vom Mund her über die Nasenwurzel und exakt in dem Moment, als er eines ihrer Lider erreichte, schlug sie die Augen auf.

»Hast du gut geträumt?«

Fragend starrte sie ins Leere, als sie seine Worte vernahm.

Sie fühlte ein kaltes Kribbeln im Nacken und zuckte innerlich zusammen. Es gelang ihr, den Körper völlig reglos zu halten, einzig ihre Augen blickten sich nervös um. Erstarrt hielt sie die Handflächen mit gespreizten Fingern flach auf das staubige Bettzeug gepresst.

»Ich hab dir was mitgebracht«, sagte die Männerstimme.

Sie erkannte, wie er mit seinem Kopf einige Zentimeter zurückwich. Das winzige Guckfensterchen in der Tür klackte,

als er es zuklappte. Von außen betätigte er den Lichtschalter für den Raum, ohne dass es heller wurde im Innern.

Sie hörte, wie er mit knarzigem Geräusch den Eisenschlüssel drehte. Dann wuchtete er den Türhebel aus dem Verschluss. Dunkles Schlagen von Metall auf Metall dröhnte, hohles Quietschen hallte durch den Raum, als er die schwere Holztür gerade so weit in den Gang hinaus wuchtete, um durchzuschlüpfen. Von innen zog er sie unter einem Wummern in den Riegel. Nun stand er vor ihr, durch nichts von seiner Prinzessin getrennt.

Das Schauspiel des Lichts war längst vorüber, die Sonne war weitergewandert, sodass deren Strahlen keinen Weg mehr durch die Ritzen fanden. Für einige Sekunden stand er wie angewurzelt in der Dunkelheit.

Dann durchmaß wie aus dem Nichts der weiße Strahl seiner Taschenlampe die Umgebung, mit wenigen huschenden Bewegungen, bis deren Lichtkegel erst auf der Matratze, dann auf ihrem Gesicht haften blieb.

Schützend kniff sie die Augen zusammen, schnellte eine Hand vors Gesicht und drehte den Kopf ab. Am Knirschen kleinster Steinchen auf dem Betonboden erkannte sie, auf welcher Seite er bedächtig an ihr vorüberschritt. In der hinteren Ecke machte er die Taschenlampe aus.

»Gleich bin ich soweit«, hörte sie ihn sagen.

Sie riss den Kopf herum, um in der Dunkelheit in jene Richtung zu blicken, aus welcher sie seine Stimme vernahm. Hastig setzte sie sich auf und strampelte sich auf der Matratze zurück. Mit dem Rücken gegen die Wand kauernd hielt sie die bis zum Kinn gezogene Wolldecke so fest umklammert, dass sich ihre Fingergelenke bereits nach wenigen Sekunden taub anfühlten.

Er schnippte mit dem Daumen an einem Feuerzeug. Beim vierten Versuch flackerte eine kleine Flamme auf, die sofort kräftiger wurde, als sie Nahrung fand am öligen Docht der

Petroleumlampe. Nun griff er in seine Hosentasche, dann ähzte die Glühbirne, als er sie in die Fassung drehte.

Aus weit aufgerissenen Augen fiel ihr Blick auf das Werkzeug, das er jetzt mit kräftiger Faust umklammert hielt.

Er bewegte sich langsam auf sie zu.

Ein Schrei blieb ihr im Halse stecken. Gebannt starrte sie auf das Ding. Angst wühlte in ihrem Magen, doch sie unterdrückte das starke Bedürfnis, sich zu übergeben. Ein Ratschen drang an ihre Ohren, als die beiden rostigen Klingen aufeinanderrieben.

Unaufhörlich öffnete und schloss er nun die riesige Heckschere in seinen Fäusten.

Sie hörte, wie er mit ruhiger Stimme sagte:

»Ach, wie ich dein wunderschönes Gesicht liebe.« Sachte schüttelte er den Kopf. »Aber wenn ich es nicht haben kann, soll es auch niemand anderem gehören. Das verstehst du doch?«

Sein Lächeln verstärkte sich. Er musste erkannt haben, wie die Angst ihr Gesicht verzerrte.

Schlagartig war ihr, als gefriere der Schweiß auf ihrer Haut zu Eis. Ihr schien, als schlängen sich Hände um ihren Hals. Sie rang nach Atem.

»Willkommen in der Hölle«, sagte er.

Sie steckte sich eine Faust in den Mund, streckte ihm abwehrend die andere Handfläche entgegen und zog den Kopf ein.

»Tu's nicht«, wimmerte sie. »Bitte. Ich will nicht sterben!«

»Wo denkst du hin?« Er lächelte gütig. »Der Spass hat eben erst begonnen.«

## KAPITEL 2

»Verdammt, wo steckt Palmer? Diesen Termin haben wir bereits vor vier Tagen vereinbart.« Sein Gesicht verhärtete sich, während Direktor Schober den Empfangsraum vor seinem Büro durchquerte. »Ich bestehe auf Pünktlichkeit. Eine solche Respektlosigkeit lass ich mir nicht länger bieten.«

Seinen zwei Sekretärinnen stockte der Atem, als sie Direktor Schober hinterherblickten. Ohne von ihnen eine Antwort zu erwarten, stürmte er in sein Büro und knallte die Tür zu, als ob die Damen eine Schuld träfe.

Gut eine Minute später hörte er das Türschloss knacken und Palmer betrat sein Reich.

»Morgen, Herr Schober.« Ein Lächeln war in der Stimme erkennbar.

Schober stand beim kleinen Tisch mit Mineralwasser und Espressomaschine, den Rücken der Tür zugewandt. Er antwortete nicht. Die Maschine surrte, und Palmer roch frisch gebrühten Kaffee. Schober kippte sich Zucker in die Tasse und rührte viel zu angestrengt. Dann meinte er, immer noch mit dem Getränk beschäftigt: »Ich besteh darauf, dass auch Sie anklopfen, bevor Sie eintreten. Wo sind wir denn?« Als Chef war er es gewohnt, die Leute hereinzubefehlen. Jemanden zu bitten gehörte nicht in sein Repertoire.

Eben noch in allerbesten Stimmung aufgrund eines liebenswürdigen Dankeschöns von einer betagten Kundin, welcher die Einkäufe zur Bushaltestelle getragen worden waren, blieb Palmer nun kerzengerade vor dem Besprechungstisch stehen.

Mit der Tasse in der Hand drängelte sich der Chef hinter Palmer vorbei zu seinem Sessel, wobei sich ein Kontakt nicht vermeiden ließ. Palmer verkrampfte die Schultern – er

hasste es, von irgendwem berührt zu werden. Palmer setzte sich, ohne Aufforderung, was den Chef veranlasste, kurz beim Rühren in seiner Tasse innezuhalten.

Auch nachdem sich beide gesetzt hatten, gelang es Palmer nicht mehr, sich zu entspannen.

»Hören Sie«, gebot Schober, »ich will offen sein. Eigentlich hatten wir vereinbart, heute über die von Ihnen gewünschte Beförderung zu sprechen. Aber mir gefällt ganz und gar nicht, wie Sie hier aufkreuzen. Es ist nicht das erste Mal, dass Sie mich zu diesem Ton zwingen. Bald reicht's. Es gibt Tage, da sind Ihre Qualitäten offensichtlich. Andererseits bin ich mir nicht sicher, ob Sie uns mit Ihrer Arbeit nicht sogar mehr schaden als nützen. Mir scheint, Ihnen ist manchmal nicht klar, worin Ihre Aufgabe besteht. Sie sollen dafür sorgen, dass niemand etwas klaut. Punkt.« Er rollte mit seinem Bürosessel zurück und vergrößerte somit den Abstand zwischen sich und Palmer. Man musste kein Psychologe sein, um dieses Zeichen zu deuten. »Nehmen Sie sich ein Beispiel an Niedermann, den Sie zurzeit einarbeiten. Der hat Manieren.«

»Der will's bloß allen recht machen. Insbesondere Ihnen, wenn Sie erlauben«, sagte Palmer. »Der wird sich auch in einem Jahr nicht getrauen, auf Missstände hinzuweisen. Was ja eigentlich sein Job wäre.«

»Schluss jetzt. Geben Sie bloß acht, dass ich nicht gleich ihn statt Sie zum neuen Abteilungsleiter befördere.« Um den dampfenden Kaffee etwas zu kühlen, pustete er kurz in die Tasse, dann gönnte er sich einen kleinen Schluck. Sogleich verzog er sein Gesicht und setzte den Becher so energisch auf dem Tisch ab, dass Kaffee überschwappte. Mit zusammengekniffenen Augen gab er einen stillen Fluch von sich, während er seine Hand in der Luft hin- und herwarf. Dann lehnte er sich in seinen Sessel zurück, blickte Palmer in die Augen und ließ eine künstliche Pause entstehen.

Palmer starrte auf die kleine Kaffeepfütze.

Schober zog seinen Sakko etwas zurück und tupfte mit dem freigelegten Hemdärmel die kleine Kaffeelache vom Pult. Palmer hätte dankend abgelehnt, falls der Direktor einen Kaffee angeboten hätte. Aber das hatte er noch nie getan.

Nun neigte sich Palmer vor, wobei sich eine Strähne des langen Haars zwischen ihre Augen schob. Palmer war jener Typ Frau, die fantastisch aussah – auch ohne Make-up. Vielleicht etwas Wimperntusche und Eyeliner, aber zu überdecken gab's nichts. Sie streifte sich das dunkelblonde Haar hinters Ohr, dann legte sie beide Unterarme auf den Tisch und faltete die Hände, wobei sich die glatte Oberfläche durch den Stoff ihres schlichten Kostüms hindurch kühl anfühlte. Mit einem frostigen Lächeln meinte sie: »Das hör sich einer an. Für diesen Job scheint Ihnen Anbiederung wichtiger zu sein als Leistung. Niedermann hat noch nichts zustande gebracht und Sie wollen ihn bereits zu meinem Vorgesetzten befördern.« Sie schob den Unterkiefer vor und machte eine heftige Handbewegung. »Die Zahlen sprechen für mich. Seit ich hier arbeite, haben sich die Inventurdifferenzen halbiert. Damit habe ich einen großen Teil dazu beigetragen, dieses Warenhaus in die Gewinnzone zurückzuführen. Offensichtlich verrichte ich einen guten Job. Übrigens hab ich kein Problem damit, dass Ihnen die Komplimente etwas harzig über die Lippen gehen. Mir ist jedoch nicht klar, wieso ich ein Problem darstellen soll.«

»Nun überschätzen Sie sich mal nicht«, meinte Schober mit säuerlichem Lächeln.

»Moment. Sie wissen genau, dass die Zentrale diese Othello-Filiale dicht gemacht hätte, falls wir nicht innert zwölf Monaten schwarze Zahlen ausgewiesen hätten. Dann wären alle 220 Arbeitsplätze futsch gewesen. Auch Ihrer, nebenbei bemerkt.«

»Jetzt reicht's!«, explodierte er und schnellte hoch. »Beherrigen Sie eines: Ihre Arbeitskleidung ist im Pflichtenheft genau



vorgeschrieben. Ihre Bluse ist okay. Aber knöpfen Sie sich gefälligst den Blazer zu. Warenhausdetektive haben jederzeit Korrektheit auszustrahlen.« Er setzte sich, lehnte sich weit zurück und atmete tief ein. »Sie haben unauffällig die Abteilungen im Auge zu behalten, um Kundinnen und Kunden beim Diebstahl zu erwischen.«

Palmer hatte sich tatsächlich die Freiheit rausgenommen, den Blazer ihres dunkelblauen Kostüms auch mal offen zu tragen. Wie auf sein Stichwort hin rutschte sie etwas nach vorne und wand sich aus ihrem Blazer. Diesen hingte sie über die Rückseite der Lehne ihres Sessels.

Seine Augen folgten ihrem Tun.

Ihr war, als bliebe sein Blick etwas zu lange auf ihrer Bluse hängen.

Unter ihrem Arbeitsdress verbarg sich eine schlanke, gut trainierte Figur einer Frau Ende 20. Schober war dies nicht entgangen. In Designermode wär sie als Model durchgegangen, hätte sie etwas darauf gegeben. Er erinnerte sich gut, wie er ihr ein gut gemeintes Kompliment gemacht hatte, sie sei eine attraktive Frau mit einem Gesicht, das ihr alle Möglichkeiten offen lasse und ihr viele Ziele zu erreichen erlaube. Palmer hatte ihm aber unmissverständlich klargemacht, dies sei nicht ihre Art. Sie wolle aufgrund ihrer Leistung punkten und keinen Job innehaben wegen ihres Äußeren, erst recht nicht, um eine Quote zu erfüllen.

Palmer schüttelte den Kopf und holte ihn in die Gegenwart zurück.

»Ich verfolge eine andere Strategie. Alle Leute im Haus sollen mich rechtzeitig entdecken. Statt Diebe zu überführen sollen sie erst gar nichts klauen. Mit meiner Präsenz will ich sie vertreiben. Möglichst zu unserer Konkurrenz.« Sie lächelte.

»Was war das gestern, diese katastrophale Vorstellung, als sich ein Kunde über Ihren Auftritt beschwerte, weil er von der Verkäuferin zu wenig Wechselgeld erhielt? Wie mir zu

Ohren gekommen ist, haben Sie sich alles andere als freundlich verhalten.«

»Ich werde nicht dafür bezahlt, nett zu sein, sondern misstrauisch. Offensichtlich lesen nicht mal Sie meine Betrugswarnungen am Schwarzen Brett.«

»Ihre 100 beliebtesten Betrügertricks hab ich höchstpersönlich entfernt.« Er schnaubte. »Es kann doch nicht sein, dass wir allen unseren Mitarbeitern eine pfannenfertige Gebrauchsanweisung liefern, wie man den Arbeitgeber ausnimmt. Ihre Auflistung brachte Ihnen von mir eine schriftliche Verwarnung mit Kündigungsandrohung ein. Machen Sie es mir nicht noch einfacher, Sie auf die Straße zu stellen.«

»Ausgerechnet mit einem der Tricks auf meiner Liste hätte sich dieser Kerl vorgestern in der Handtaschenabteilung beinahe einen Tausender in bar ergaunert. Wäre ich nicht energisch dazwischengetreten, wäre das Geld jetzt flöten.« Sie sah ihn an, als hätte er sie verprügelt. »Ich bin völlig anderer Meinung als Sie. Unsere Mitarbeiter müssen wissen, dass wir alle ihre Tricks, aber auch jene der Betrüger kennen. Sie müssen sich im Klaren sein, dass wir sie kontrollieren, ihnen aber bei Bedarf auch zur Seite stehen. Jeder muss wissen, dass wir bei Betrügereien alle erwischen. So naiv darf doch die Freundlichkeit unserer Leute an der Kundenfront nicht sein, dass sie einem Kunden Geld aushändigen, nur weil dieser lauthals behauptet, es gehöre ihm. Aber gut, Ihnen verrate ich gerne, was vorgestern abgelaufen ist, obwohl Sie als Chef auch dieses Mätzchen längst kennen müssten.« Sie seufzte. »Der Kunde hat sich für eine goldfarbene Geldbörse für neun Franken entschieden. Als er das Wechselgeld auf seinen Fünfiger in seine Hand herausgezählt erhielt, protestierte er lauthals, er habe mit einem Tausender bezahlt. Damit hat er die Aufmerksamkeit der anderen Mitarbeiterinnen und der anwesenden Kundinnen erlangt. Mit empörter Stimme hat er seinem Publikum erklärt, was ihm eben zugestoßen ist. Alle Erklärungsversuche

und Beteuerungen der betroffenen Kassiererin wischte er mit entrüsteter Handbewegung beiseite. Nach kurzem Hin und Her beruhigte er sich etwas und ein wissendes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Denn er erinnere sich, dass er am Tag zuvor einen Anruf aufs Handy erhalten habe. Seine Schwester hätte ihm ihre neue Telefonnummer mitgeteilt. Und weil er keinen Zettel greifbar hatte, um sie sich aufzuschreiben, hätte er sie kurzerhand auf seine Tausendernote im Portemonnaie notiert. Nun bat er die Verkäuferin, sie möge doch bitte so freundlich sein und ihre Tausendernoten in der Kasse kontrollieren. Rechts oben, mit blauem Kugelschreiber. Gebannt haben nun alle auf die Kassiererin geblickt. Sie hat die Geldschublade geöffnet und ihr den einzigen Tausender entnommen. Und tatsächlich hat sie die Telefonnummer gefunden. Genau wie der Kunde es vorausgesagt hatte. Eine unbeteiligte Kundin ist hierauf für den netten Herrn in den Ring gestiegen. Zwei andere Verkäuferinnen haben sich sofort für das Missgeschick ihrer Kollegin entschuldigt. Und an diesem Punkt bin ich eingeschritten und habe unser Haus vor Schaden bewahrt.«

»Solche Peinlichkeiten sind unverzeihlich. Und nicht mal entschuldigt haben Sie sich für Ihr Fehlverhalten.«

»Quatsch. Ich habe dem Kerl klargemacht, dass er sich besser verzieht, weil ich andernfalls die Polizei rufe.«

»Welcher verfluchte Teufel hat denn Sie geritten? Kaum ziehe ich einen freien Tag ein, gerät hier alles drunter und drüber. Ich werde mich persönlich bei ihm entschuldigen müssen. Ich hoffe für Sie, der bringt das nicht in die Medien. Verdammt.«

»Auf diesen uralten Trick darf doch heute keiner mehr reinfallen. Das geht gegen meine Berufsehre.«

»Fehler mit dem Wechselgeld sind zwar unverzeihlich, aber passieren schon mal.«

»Blödsinn. Klar passiert sowas. Aber dies war ein klarer Betrugsversuch.«

»Hören Sie auf. Bloß, weil Sie hinter jedem Menschen einen Betrüger vermuten, müssen Sie nicht meine Kunden vergraulen. Ich hab die Schnauze voll von Ihren Auftritten.« Er atmete tief durch. »Wie haben wir uns schließlich mit dem Kunden geeinigt?«

»Ich habe ihm deutlich gemacht, dass ich seine Masche durchschaut hatte. Er hat sich heftig empört, unterstützt durch die Kundinnen, die sich auf seine Seite geschlagen hatten. Zwei Kundinnen haben ihm beteuert, er habe sich eine solche Behandlung nicht bieten zu lassen. Entschlossen hab ich ihm erklärt, er habe nun exakt eine Minute Zeit, sich bei der Verkäuferin zu entschuldigen und seinen Irrtum einzugestehen. Sonst finde er sich in den Fängen der Polizei wieder. Jede unserer Kassen sei mit mindestens zwei versteckten Kameras gesichert. Mit knallscharfer Bildauflösung, die keine Fragen offen lassen.«

»Und das hat er sich gefallen lassen?«

»Na klar. Entschuldigt hat er sich zwar nicht, aber er hat ein Missverständnis eingeräumt und zügig den Laden verlassen. Mit eingezogenem Schwanz.«

Schober hob die Augenbrauen. »Aber ..., das versteh ich nicht.«

»Einige Minuten vor diesem Kunden hatte sein Kumpel für einen Kleineinkauf an der gleichen Kasse mit dem erwähnten, bereits mit der Telefonnummer markierten Tausender bezahlt. Total unauffällig. Später kommt unser Typ, kauft die Geldbörse und bezahlt mit einem Fünfziger. Dann tut er so, als wäre der Tausender, der bereits in der Kasse lag, von ihm gekommen. Aber nicht mit mir. Wir wären auf einen Schlag 950 Piepen los gewesen.« Palmer lächelte. »Sie brauchen sich übrigens nicht zu bedanken. Ist schließlich mein Job. Im Übrigen wär's toll, wir hätten tatsächlich solche Kameras. Zur Sicherheit aller.«

Während Palmers Erklärungen wippte Schober in seinem Drehsessel langsam hin und her. Dann beugte er sich vor,

stützte die Ellbogen auf das Pult und berührte mit der Fingerspitze seine Unterlippe. Er schien nachzudenken.

Palmer legte nach: »Die Erfolge meiner Arbeit sprechen für mich. Die Diebstähle sind in drei Kategorien gesunken: Kunden klauen weniger, seit ich hier arbeite. Dasselbe bei den Mitarbeitern. Und auch die Lieferanten senden uns seltener zu geringe Mengen oder überhöhte Rechnungen. Darüber hinaus nahmen die unbeabsichtigten Fehler in unserem Unternehmen ab. Wie beispielsweise, dass wir bei einem Produkt aus Versehen einen zu tiefen Preis aufklebten. Aber noch einmal: Davon, dass ich gute Kunden vertreibe, weiß ich nichts.« Palmer verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich nehme meinen Job sehr ernst.«

»Aber meine Aufgabe ist, alles zu unternehmen, dass dieser Laden brummt. Verunsicherte oder erzürnte Kundinnen kommen nicht wieder. So sinkt der Umsatz. Und ich verliere meinen Job.«

»Hier und jetzt verspreche ich, für Ihren Nachfolger genauso pflichtgetreu zu arbeiten.« Palmer beobachtete, wie an seinem Hals die Schlagader hervortrat.

Sein Gesicht lief dunkelrot an.

Er riss die Augen auf, und als er sprach, spuckte er kleine Speicheltröpfchen. »An der Infotafel hat jemand einen Zettel angeschlagen, ich sei eine Niete. Was wissen Sie darüber?« Als Palmer nicht antwortete, fuhr er fort: »Ich kann mir nicht vorstellen, dass da jemand anders dahintersteckt als Sie.«

Rückblickend war sich Palmer nicht mehr sicher. Aber damals meinte sie, ihm bloß in Gedanken und nicht mit vernehmbarer Stimme geantwortet zu haben: »Nein, am Schwarzen Brett hab ich ausschließlich Neuigkeiten mitgeteilt.«

## KAPITEL 3

»Christa? Spreche ich mit Christa Palmer?« Das Telefon hatte wohl schon sechs Mal geläutet, bevor Palmer den Hörer ertastete.

»Ja?«, fragte sie mit belegter Stimme. Palmer holte tief Luft, sammelte ihre Gedanken und räusperte sich. Sie war es nicht gewohnt, dass jemand sie aus dem Tiefschlaf riss.

»Hier von Moos. Julia von Moos' Mutter. Du musst mir helfen.«

Palmer kniff die Augen zusammen, aber es gelang ihr nicht, den Nebel zu vertreiben. Ihre Zunge fühlte sich pelzig an. Sie hob den Kopf einige Zentimeter vom Kissen. Mit müden Blicken suchte sie nach etwas Flüssigem in einem Glas oder in einer Flasche.

»Hallo, Christa?«, erschallte es wieder aus dem Hörer. Stille.

Palmer blinzelte Richtung Fenster. Am Tageslicht, das zwischen zwei dunklen Vorhängen durchsickerte, erkannte sie, dass es zumindest nicht mehr Nacht war. Sie blickte auf den Wecker. Halb elf.

»Liegst du etwa noch im Bett?«, fragte Julias Mutter, wobei ihre Stimme sich beinahe überschlug.

»Weshalb klingt das bei Ihnen so, als sei dies etwas Schlechtes?«

»Christa, weißt du, wo Julia steckt? Ist sie bei dir?«

Palmer hörte, wie Julias Mutter schnell atmete, aber sie gab keine Antwort.

»Jetzt sag schon!« Dem Klang der Stimme war inzwischen eine gehörige Portion Angriffslust beigemischt.

Palmer rieb sich den Schlaf aus den Augen und setzte sich

auf: »Ich weiß nicht, wo Juli ist. Und, liebe Frau von Moos, mein Name ist nicht Christa.«

»Hat sie eine Bekanntschaft, von der wir nichts wissen?«

»Hätte Juli denn einen Grund, vor Ihnen etwas zu verheimlichen?«

»Julia ist verschwunden. Was weißt du darüber? Jetzt red schon.«

»Verschwunden? Ich hab doch erst vor einigen Tagen mit ihr telefoniert, bevor sie nach Luzern zurückkehren wollte.«

»Du weißt also nicht, wo sie ist?«

Palmer hörte, wie die Mutter erst tief durchatmete, dann feuchte Geräusche von sich gab, als sie zu heulen begann. »Du bist meine letzte Hoffnung gewesen. Julia nimmt meine Anrufe seit Tagen nicht entgegen und ruft auch nicht zurück.«

»Wie sind Sie denn an meine Telefonnummer gekommen?«

»Julias Hausmeister ist so hilfsbereit gewesen. Er hat sich eben darangemacht, in die Ferien zu fahren. Auf mein Drängen ist er noch kurz in Julias Wohnung gegangen und hat deine Nummer in ihrem Adressbuch gefunden. Ein gütiger Mensch. Wir kennen ihn von damals, als wir selbst noch dort gewohnt haben.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass Juli etwas zugestoßen ist.« Dann aber, nach einigen Momenten des Nachdenkens: »Aber falls doch, wäre nicht ich, sondern die Polizei dafür zuständig.«

»Die will keine Vermisstenanzeige aufnehmen. Wir sollen erst mal abwarten, ob sie nicht von selbst wieder auftaucht, haben sie gesagt. Vielleicht habe sie ganz einfach vergessen zu erwähnen, dass sie für einige Tage verreist. Aber Julia würde nie einfach so verschwinden. Sie weiß, dass uns dies umbringen würde.«

Palmer hatte Mühe, den Worten zu folgen. Sie versuchte, ihre Gedanken zu sammeln, und atmete tief durch.

»Wo haben Sie sonst noch nach ihr gefragt?«

»Sie ruft auch nicht zurück, wenn wir sie auf dem Beantworter darum bitten. Ich wende mich an dich, weil wir sonst in Luzern niemanden mehr kennen.« Sie zögerte. »Wir wohnen seit elf Jahren in Ascona. Nach Luzern zu reisen ist mir nicht möglich, da mein Mann erkrankt ist und jetzt meine Pflege benötigt. Aber du arbeitest doch bei der Luzerner Polizei. Finde bitte deine Jugendfreundin. Ist das denn zu viel verlangt?«

»Ich bin keine Polizistin. Ich habe bloß einen Teil der Ausbildung gemacht. Dann hab ich mich anders entschieden.« Palmer griff sich kurz an die Nase und schluckte leer. Sie verspürte überhaupt keine Lust, Julis Mutter Einzelheiten oder die ganze Wahrheit zu erklären. Überdies hatte sie den Rauswurf aus der Polizeischule eben erst verdaut und wollte nicht, dass ihr alles nochmals hochkam. Damals, nach dem Vorfall, war sie abgeglitten ins Hochprozentige. So richtig viel hatte sie jeweils nur getrunken, wenn sie Enttäuschungen zu verarbeiten hatte. Dann aber war sie schon mal knöcheltief durch Gin gewatet. Oder noch tiefer. Der Alkohol hatte jedoch nur für kurze Zeit geholfen. Manchmal nur bis zum nächsten Aufwachen. Als sie sich dessen bewusst geworden war, hörte sie einfach damit auf, verlagerte sich auf Bier und blieb dabei. Denn so viel Bier, wie es brauchte, um so richtig zugebröhnt zu sein, konnte sie gar nicht trinken.

»Hören Sie, Frau von Moos, ich spüre Ihre Verzweiflung. Aber um Juli braucht sich niemand zu sorgen.« Palmer atmete durch. »Weshalb Sie gerade mich anrufen, verstehe ich nicht. Für Sie bin ich nie für irgendwas gut genug gewesen. Ich hab im Moment eigene Probleme. Juli geht's sicher gut. Ich passe.«

Palmer drückte den Anruf weg und legte das Handy auf den Boden, denn sie spürte kein Bedürfnis, irgendwem irgendwas zu erklären. Noch während sie sich die Decke über den Kopf zog, ertönte wieder der Klingelton. Sie packte ihr Handy und schob es unter die Matratze. Erst jetzt fiel ihr wieder ein,



dass sie neuerdings ohne Job dastand. Sie wusste, diesen Mangel musste sie so rasch als möglich beheben. Aber ihre Stimmung fiel dadurch nicht ins Bodenlose. Denn Palmer war in einfachsten Verhältnissen aufgewachsen. Wenn sie jetzt unten durch musste, würde sie dies nicht so heftig erschüttern wie Leute, die stets abgeschottet von Problemen auf der Sonnenseite gelebt hatten. Sie wollte versuchen, es mit eigener Anstrengung wieder nach oben zu schaffen. Darüber hinaus plagten sie jetzt Kopfschmerzen. Sie drehte sich zur Seite und schief mit offenem Mund ein.

Ihr Handy vibrierte unter der Matratze, endlich kramte sie es hervor.

»Was ist jetzt. Darf ich auf deine Hilfe zählen?«, bellte Julis Mutter. »Was hast du in der Zwischenzeit unternommen?«  
Stille.

»Nun sprich schon.« Dann schniefte sie. »Die Zeitungen sind doch voller Meldungen über Mädchenhandel. Viele Männer würden alles tun für ... Sex.« Nur zögernd brachte sie dieses Wort über die Lippen. Aber in Palmer traf es einen Nerv. Mit einem Mal war sie hellwach.

»Powerscheiße«, entfuhr es ihr, als sie sich aufsetzte.

»So sprichst du nicht mit mir. Ich finde dein Verhalten unerhört. Einzig Julia verdankst du, dass du heil rausgekommen bist aus der brenzligen Sache damals mit den Jungs. Ich weiß Bescheid. Und jetzt, da Julia deine Hilfe benötigt, wo verkriechst du dich da? Drücken willst du dich! Kommt nicht in Frage. Du hast etwas gutzumachen. Du hilfst Julia. Sind wir uns da einig?«

Was wie eine Frage tönte war als Befehl gedacht. Aber Palmer war es leid, nach der Pfeife anderer zu tanzen. Erst gestern im Job hatte sie sich für ihre Freiheit entschieden. Sie war nicht bereit, blind zu tun, was andere von ihr verlangten. Im Übrigen musste sie sich zuallererst einen neuen Brötchengeber suchen.

»Mein Gott, Sie nerven.« Palmer unterbrach erneut die Verbindung. Sie war zu benommen, um dagegen zu protestieren, dass diese streitlustige Frau sie duzte, selbst aber, soweit sich Palmer zurückerinnerte, strikt mit »Frau von Moos« angesprochen werden wollte. Abgesehen davon hatte es Palmer bereits als Kind gehasst, von ihr herumkommandiert zu werden.

Palmer schlich ins Bad. Mit etwas Wasser aus ihrer Handfläche spülte sie Kopfschmerztabletten runter. Danach spritzte sie sich Wasser ins Gesicht und blickte nicht in den Spiegel. Sie hielt die Augen geschlossen und den Kopf in den Nacken gelegt. Nach einigen Sekunden zog sie sich aus und stellte sich unter die Dusche. Den Kopf vornübergebeugt stützte sie sich mit beiden Armen an der Wand ab und genoss die sanften Wasserstrahlen.

Ihre Gedanken kreisten um Juli, wie sie als Kind ihre Freundin zu Hause besuchte. Wenngleich nur in der Erinnerung, stach ihr der Geruch von Mottenkugeln in die Nase. Dieser hatte sich damals in die Nasenwände eingebrannt. Vor ihren geschlossenen Augen erschienen dunkle Zimmer, schwere Holzmöbel, zwei Ölgemälde mürrischer Vorfahren, und sie hörte die Standuhr neben dem Kruzifix laut ticken. Gottesfürchtig, wie sie waren, wachte vermutlich auch ein Bild von Jesus, wie er als Kind in den Armen von Maria das Meer segnet, über dem Ehebett von Julis Eltern. Palmer konnte dies nicht mit Bestimmtheit wissen, weil ihr ein Blick ins Schlafzimmer nie vergönnt gewesen war.

Nie hatte sie Julis Mutter anders angetroffen als mit eiserner Maske, liebloser Autorität und unerbittlicher Stimme. Und mit Lachfalten, welche sich Palmer jedoch nicht erklären konnte. Die Mutter billigte die Freundschaft ihrer Tochter mit Palmer in keiner Weise. Sie ließ Juli als Kind nur zögerlich mit ihr spielen, lediglich, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Im Alter von acht Jahren klärte Palmer ihre Freundin

auf, dass nicht das Christkind die Geschenke unter den Baum legte. Juli brach in Tränen aus und ihre Mutter beharrte auf ihrer Version und bezichtigte Palmer der Lüge. Für längere Zeit spielte Juli nicht mehr mit Palmer.

Als später halbwegs Gras darüber gewachsen war, fiel Palmer beim nächsten Besuch auf, dass nicht der Vater, sondern die Mutter den Platz an der Kopfseite des Tisches einnahm. Um sie herum herrschte ein Klima des Schuldigseins. Sündern drohten ewige Verdammnis und Höllenqualen. Erst viel später wurde ihr die Unlogik bewusst, dass nämlich genau für jene, für welche die Hölle gedacht war, sie keine abschreckende Wirkung zeigte, weil die bösen Jungs gar nicht dran glaubten.

Julis Vater war anders. Ihn hatte Palmer als netten Kerl in Erinnerung, der Juli gewähren ließ, Diskussionen mit seiner Frau jedoch möglichst aus dem Weg ging.

Die Wassertropfen, die über ihre Haut perlten, zeigten Wirkung. Palmers neblige Gedanken lichteteten sich. Nun regte sich das schlechte Gewissen angesichts ihres ruppigen Verhaltens Julis Mutter gegenüber. Ihr dämmerte, dass Angehörige einer vermissten Person unsäglich litten, wohl nicht viel weniger als die Verschollene selbst. Die Fragen der Angehörigen suchten nach Antworten. Statt aber Klärung zu erhalten, stellten sich zusätzliche neue Fragen, je länger man sich mit dem Verschwinden auseinandersetzte. Sie hätte Julis Mutter moralisch zur Seite stehen müssen.

Sie wickelte sich in ein Badetuch und setzte sich aufs Bett. Die Haare tropften, als sie die Nummer von Julis Mutter wählte.

»Also, hier ist sie nicht. Wenn sie nicht grad einen Job hat, wird sie irgendwo abhängen und die Pause genießen«, sagte Palmer.

»Meine Tochter hängt nirgendwo ab, wie du dies nennst. Der Herr hat sie fleißig gemacht, also arbeitet sie. Als Fotografin oder so. Als Freundin wirst du doch wohl wissen, wo.«

Palmer massierte sich den Nacken. Mütter schienen eine angeborene Neigung zu haben, nur Gutes und Schönes in den Tätigkeiten ihrer Kinder zu sehen. Und Palmer hatte echt keine Lust, Julis Mutter zu erklären, wie und wo genau ihre Tochter sich ihren Lebensunterhalt verdiente. Zumal Juli gut auf sich selbst aufzupassen wusste.

»Na gut. Ich werde ein paar Leute anrufen.«

Das Gespräch zog sich noch etwas hin, da Palmer über ihren Schatten sprang und sich echt Mühe gab, Julis Mutter mit netten Worten aufzumuntern. Zum Ende versprach sie, sich die Sache mit der Suche zumindest zu überlegen. Sie strengte sich an und brachte sogar eine halbwegs freundliche Verabschiedung zustande.

Juli war 17 gewesen, als ihre Eltern nach Ascona zogen. Für ihre Mutter war es keine Frage gewesen, dass auch Juli sie begleiten würde. Doch damals hatte Juli sich das erste Mal gegen die peniblen Vorgaben der Mutter durchgesetzt, wenn auch mit Hilfe einer List. Sie erklärte der Mutter, sie habe sich umgehört und wolle entweder in London eine Coiffeusenlehre oder in Hamburg eine Ausbildung zur Schaufensterdekorateurin antreten. Sie werde alles dafür tun, eine dieser beiden Lehrstellen zu erhalten. Die Mutter war der klaren Ansicht, Koch- und Haushaltskünste würden ihrer Tochter in einer katholischen Zukunft genügen. Sie hatte auch bereits begonnen, einige mögliche Kandidaten heimlich zu prüfen. Julis schulische Ausbildung hatte sich auf ein Minimum beschränkt. Nicht, dass Juli für mehr zu doof gewesen wäre. Aber Juli sah gut aus und wusste für sich schon bald, dass sie daraus Kapital schlagen wollte. Ihrer Mutter gegenüber, in deren Weltbild ein Job als Fotomodell nie gepasst hätte, hatte sie diese Karriereabsichten nie durchblicken lassen. Nach heftigen Wortwechseln über Wochen ließ sie anklingen, dass allenfalls auch die Lehre bei einem bekannten und seriösen Fotografen in Luzern infrage komme. Wobei Juli von Anfang an klar war,

mit dem Ausland drohen zu müssen, damit sich die Mutter möglicherweise mit diesem kleinsten der drei Übel abfand. Nach mühsamen Verhandlungen, aber auch heftigen Drohungen fand sich die Mutter schließlich damit ab, dass Juli nun doch einen Beruf erlernte. Sie tröstete sich damit, dass Julis Chancen dann möglicherweise stiegen, indem sie dadurch einen so tollen Mann fände, dass sie den Beruf eh nicht mehr auszuüben brauchte.

Mit ihrem Entscheid, aber erst recht mit Beginn der Ausbildung löste sich Juli aus der Umklammerung der Mutter. Fotografie wurde dann auch tatsächlich ihr Lebensinhalt, jedoch nicht hinter, sondern vor der Linse. Sie startete die Lehre bei einem Fotografen in Luzern, kreuzte aber bereits nach zwei Monaten in Zürich den Weg des Scouts einer Fotomodell-Agentur. Erst Probe-Shooting, dann Ausbildung, und bereits nach 18 Monaten stöckelte sie in Paris und Mailand über die Laufstege. Juli wusste, was sie wollte.

Das Handy schepperte laut, als es auf dem Boden aufschlug, und riss Palmer aus den Gedanken. Sie hob ihr Handy auf und wählte nochmals Julis Nummer. Nach dem siebten Läuten sprang die Sprachbox an.

»Sie sind verbunden mit Juli von Moos' Mailbox. Leider bin ich zurzeit nicht erreichbar. Sprechen Sie bitte den Grund Ihres Anrufs und Ihre Nummer auf Band, damit ich zurückrufen kann. Falls ich Lust dazu hab. Tschüssi.«

Palmer bat um einen Rückruf.

Es war alles andere als üblich, dass Juli sich nicht innert Minuten meldete, wenn Palmer darum bat. Okay, bei ihrem letzten Treffen vor zwei, drei Wochen waren sie im Streit auseinandergegangen. Einige von Julis Bemerkungen hatten Palmer schon länger genervt. Palmers Kommentar musste damals einfach raus. Jetzt bedauerte sie den Vorfall. Obwohl es nicht Palmers Art war, sich zu entschuldigen, wäre sie jetzt dazu bereit gewesen, hätte sie im Gegenzug sichergehen können,

dass Juli sich unversehrt meldete. Palmer simste und wartete auch hier vergeblich auf eine Antwort.

Palmer legte sich eine Hand ans Kinn und dachte schweigend nach. Sie versuchte sich einzureden, mit Juli sei alles in Ordnung. Trotzdem: Dass Juli niemanden zurückrief, verunsicherte sie. Je länger sie darüber nachdachte, desto mehr ging die Phantasie mit ihr durch, was alles mit Juli passiert sein könnte. Ein mulmiges Gefühl breitete sich in ihrem Magen aus.

Sie erhob sich und verknötete den Gurt des Bademantels vor ihrer Brust. Um auf andere Gedanken zu kommen, drehte sie das Radio an, ohne wahrzunehmen, was lief.

Sie drehte das Radio wieder aus, trat in die Küche, schaltete die Espressomaschine ein, verzog das Gesicht und machte sie wieder aus, denn ihr war klar geworden, dass ihr Magen jetzt keinen Kaffee vertrug. Sie füllte eine Pfanne mit Wasser, setzte sie auf den Herd, kramte einen Teebeutel und eine Tasse aus dem Küchenschrank und lehnte sich mit der Hüfte an die Anrichte. Eine Ameise erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie mochte Tiere, aber dort, wo sie hingehörten. Spinnen konnte sie im Bad nicht leiden und Ameisen nicht in der Küche. Sie beobachtete den Zickzackgang, spannte mit dem Daumen ihren Zeigefinger und platzierte ihn an jenem Platz auf der Anrichte, wo die Ameise voraussichtlich durchkrabbeln würde. Sie schnippte das emsige Tierchen ins Waschbecken und spülte es weg. Jetzt war ihr auch die Lust auf Tee vergangen. Sie schob das Wasser vom Herd und schüttete es weg. Palmer ging ins Wohnzimmer, ließ sich aufs Sofa plumpsen, griff nach der Fernbedienung und zappte sich durch einige Vormittagssendungen. Doch keines der Programme weckte ihr Interesse länger als einige Sekunden. Ihre Gedanken waren ruhelos. Die Ungewissheit über Julis Verbleib fraß sich langsam in ihre Seele.

Solange sie keine Sicherheit hatte, dass alles in Ordnung

war, würde sie keine Ruhe finden. Mit der flachen Hand klatschte sie auf das Sofatischchen. Vor Schmerz in der Hand neigte sie den Kopf und legte ihre Stirn auf die Armablage des Sofas. Dann holte sie tief Luft und hielt den Atem an, so lange sie es aushalten konnte. Als vor ihren Augen schwarze Felder tanzten, stieß sie die Luft wieder aus. Nach einigen Sekunden fühlte sie sich etwas klarer im Kopf.

Du kannst rumsitzen und dich fragen, was in dieser Welt falsch läuft. Oder du kannst dich erheben und gegen Unmenschen kämpfen.

Palmer wollte Gewissheit. Falls Juli ihre Hilfe benötigte, wollte sie ihr helfen, weil sie ihre Freundin war. Schmerzhaft wurde ihr bewusst, dass Juli eigentlich ihre einzige Freundin war. Von allen anderen hatte sie sich zurückgezogen. Nirgends gehörte Palmer mehr dazu. Kein Freund, keine Familie, die Mutter tot, der Vater hatte sich nie richtig für sie interessiert. Und seit gestern ohne Arbeitskollegen. Die Musikerfreunde hatte sie schon längst aus den Augen verloren. Und nun war ihre einzige Freundin verschwunden. Palmer fasste einen Entschluss. Sie wollte alles tun, um Juli zurückzuhaben. Sollte Juli tatsächlich verschwunden sein, würde die Suche zu ihrer persönlichen Sache werden. Sie ertrug den Gedanken nicht, Juli in der Gewalt anderer Leute nur schon zu vermuten. Einen kurzen Moment lang durchzuckte sie der Gedanke, Juli könnte ermordet worden sein. Palmer starrte mit leerem Blick in ihren Schrank. Sie schüttelte den Kopf und befreite sich von diesem Gedanken. Dazu gab es keinen Anhaltspunkt. Es sprach auch nichts dafür, dass Juli tot war, also lebte sie.

Palmer musste sie finden.

Das Böse siegt, wenn die Guten gleichgültig zusehen.

Sie zog sich ein Metallica-Tanktop über, griff sich eine verwaschene Jeans und einen Gurt mit breiter Silberschnalle und stieg in ihre abgelatschten Turnschuhe. Immerhin musste sie

sich nicht seriös für die Arbeit kleiden. Sie schritt in die Küche und ließ sich von der Maschine einen Espresso brühen. Diesen schlürfte sie heiß und schwarz und fühlte sogleich, wie das Koffein in ihrem Blut zu arbeiten begann. Sie war bereit.

## KAPITEL 4

Stockdunkel. Wadenkrämpfe quälten sie. Im Halbschlaf war sie sich nicht mal sicher, ob sie die Augen schon aufgeschlagen hatte, denn geöffnet oder geschlossen, sie sah nur schwarz. Sollte es in diesem Raum Fenster geben, waren sie verdunkelt. Oder es war finstere Nacht. Trotz Erschöpfung hatte sie elend schlecht geschlafen.

Ihr Mund war ausgetrocknet. Ihre Kehle fühlte sich kratzig an. Durst quälte sie. Seit er sie hier eingesperrt hielt, gönnte er ihr nichts zu trinken. Sie wagte kaum den Mund zu öffnen, aus Angst, die spröde Haut der aufeinander klebenden Lippen würde reißen.

Etwas sagte ihr, es sei Vormittag. Oder war es schon Abend? Sie hatte das Gefühl für Zeit verloren. Und noch immer hatte sie keine Ahnung, weshalb man sie entführt hatte, wer dahintersteckte und wo er sie gefangen hielt. Sie schlang sich schützend die Arme um den Körper, als sie sich an seinen ersten kurzen Besuch erinnerte. Im Anblick seines rostigen Werkzeugs in seiner Hand war sie in Todesangst erstarrt. Später war sie in elendes Heulen ausgebrochen, als er sie allein im Kerker zurückließ. Es waren Tränen der Erleichterung gewesen,



dass er sie nicht getötet hatte. Den Verlust eines Teils ihres Schönheitskapitals, ihrer Haare, die er mit der Heckenschere grob kurzgeschnipelt hatte, nahm sie kaum wahr. Denn an ihren Job verschwendete sie in ihrer jetzigen Situation keine Gedanken.

Wieso tut er das? Geht es ihm darum, mich zu demütigen? Oder ist dies seine Art, mich zu dominieren?

Bisher hatte er seine Hände von ihr gelassen. Sie hoffte, dass er gar kein persönliches Interesse an ihr haben würde. Andererseits, weshalb sonst hätte er sie fast nackt ausgezogen und alle Kleidungsstücke bis auf Slip und Shirt aus dem Verlies entfernt?

Als sie gestern nach der Entführung aus dem künstlichen Schlaf erwacht war, hatte sie sich benebelt und orientierungslos gefühlt. Ihr war speiübel. Ihre Sinne funktionierten nur verzögert, sodass es ihr auch nach Stunden schwer fiel, klare Gedanken zu fassen. Angetrieben durch ihren Überlebenswillen, zwang sie ihren Verstand zu arbeiten. Sie wollte keinesfalls in diesem Wagen ihr Leben aushauchen.

Nur knapp erinnerte sie sich an ihre letzten Sekunden in Freiheit, wie sie beim Joggen in den Park eingebogen war. Sie hatte sich gewehrt und um sich geschlagen. Vor lauter Schreck hatte sie vergessen zu schreien. Dann dröhnte ihr der Kopf. Etwas hatte sie hart an der Schläfe getroffen. Den Motorgeräuschen und dem Holpern nach hatte sie in einem fahrenden Wagen gelegen. Sehen konnte sie nichts, er hatte etwas Schwarzes über ihren Kopf gezogen. Sie japste nach Luft und geriet in Panik, auch weil die Hände ihren Befehlen nicht gehorchten. Erst schnaubte sie noch, aber dann gelang es ihr, regelmäßig und in bedächtigeren Zügen Luft zu holen. Sie hatte sich zum Nachdenken gezwungen, welche Chance zur Flucht sich ihr bot. Vielleicht, dass der Entführer seine volle Konzentration der Straße widmete und sie sich aus dem fahrenden Fahrzeug werfen könnte? Aber sie war völlig kraft-

los. Also hatte sie beschlossen, ihn glauben zu machen, sie läge noch immer ohne Bewusstsein auf dem Fahrzeugboden. Tatsächlich aber nahm sie alle Kräfte zusammen und begann um sich zu tasten. Aber in ihren Fingern pikste es, als ob 1.000 Nadeln darin steckten. Sie begriff, dass sie auf den Händen gelegen hatte und erst jetzt wieder Blut durch die Bahnen strömte. Alles, was sie mit den fast tauben Fingern zu tasten bekam, war ein rauer Teppichboden. Einer, wie er sich in allen Fahrzeugen findet. Nur, dass dieser hier etwas nach Gülle roch und nach Zigarettenrauch. Fast unmerklich langsam drehte sie sich auf den Bauch. Sie versuchte zu erkennen, wohin er fuhr. In ihren Gedanken legte sie die Straßenkarte von Luzern aus und bemühte sich, anhand der Kurvenfolge dahinter zu kommen, welche Richtung er einschlug, ausgehend vom Park. Nachdem sich das Fahrzeug jedoch zum x-ten Mal in Kurven geneigt hatte, welche auf dem Plan in ihrem Kopf nicht existierten, gab sie verwirrt auf. Sie hatte keine Ahnung, wohin er sie brachte. Der eng um ihren Hals geschnürte Sack über ihrem Kopf ließ ihr kaum genügend Luft zum Atmen. Sie sog so viel Luft ein, wie ihre Lungen fassen konnten. Denn sie wollte bereit sein für einen überraschenden Spurt in die Freiheit, sobald er sie als vermeintlich Bewusstlose aus dem Wagen zog.

Das Surren im Kopf wurde so laut, dass sie kaum mehr den Motor hörte. Das tiefe Schwarz unter der Kapuze wurde auch bei geöffneten Augen einzig erhellt durch goldfarbene Punkte, die in ihren Augen wirr umhertanzten.

Der Wagen wurde langsamer, bog nach links ab und kam schließlich zum Stehen. Sie spürte, wie sich Adrenalin in ihrem Körper ausbreitete.

»Wenn ich dir jetzt den Sack vom Kopf ziehe, will ich keinen Mucks hören.«

Jeglicher Mut entwich ihr.

»Ist dies klar?«, fragte er wirsch, als er den Sack enger zog.

Juli nickte heftig, was sie besser nicht getan hätte, denn dadurch schnürte das Band noch stärker in ihren Hals, und ihre Lungen schrien noch lauter nach Sauerstoff.

Sie spürte, wie er am Sack rumnestelte, und sogleich löste sich der Druck auf ihre Atemwege. Juli keuchte und sog die Lungen voller Sauerstoff.

»Hilfe«, schrie Juli, so laut es ihre Stimmbänder ermöglichen. »Hil...« Weiter kam sie nicht, denn seine Pranke ergriff ihren Hals und drückte zu. Juli wand sich unter ihm, doch sie erlahmte.

»Dummerchen«, sagte er mit hörbarem Lächeln in seiner Stimme und übertönte ihre Würgegeräusche. »Na, dann will ich dich mal etwas besser vertäuen, nicht dass du mir wegrennst.«

Als er sie zu Boden drückte, fühlte sie, wie er ihr die Beine zusammenpresste. Noch bevor die Last wich, stellte sie fest, dass er ihr erst die Hände auf dem Rücken, dann die Füße zusammengeschnürt hatte. Mit einem Mal brannte es in ihren Augen, denn er hatte ihr den schwarzen Sack vom Kopf gerissen. Sie kniff die Augen zusammen und wandte das Gesicht ab, als gelänge es ihr damit, sich ganz aus seiner Nähe zu lösen. Sogleich stopfte er ihr einen fauligen Lappen in den Schlund und klebte ein Band von einer Wange zur andern darüber. Hätte er ihr den Mund nicht zugeklebt, sie hätte sich erbrochen ob des ekelhaften Fetzens auf ihrer Zunge. Jetzt aber brachte sie nur noch ein Wimmern zustande, während sich ihre Augen langsam an die Helligkeit gewöhnten.

»Glaub ja nicht, dass du mir je entkommen wirst«, schrie er ihr so laut ins Gesicht, dass sich Speichelfäden von seinen Lippen lösten.

Sie spürte, wie er ihr etwas auf die Nase drückte.

»Ich hab's mir anders überlegt. Ich will kein Risiko eingehen«, sagte er.

Sie war bäuchlings auf dem nackten Betonboden gelegen, den Kopf zur Seite verdreht, wie dahingeworfen, als sie

erwachte. Auch unter Aufwendung all ihrer Kraft gelang es ihr anfangs nicht mal, ihre Glieder zu bewegen, geschweige denn, sich aufzurichten. Mit größter Willensanstrengung vermochte sie lediglich, einige Zentimeter ihre Finger zu krümmen. Später spürte sie jedes Staubkörnchen, als sie mit dem Arm über den kühlen Boden strich. Es dauerte ewig, sich auf die Matratze zu wälzen, welche sie mit der Hand ertastet hatte. Noch immer hatte sie einen chemischen Geruch in der Nase. Aber nicht dieser, sondern ihre hoffnungslose Lage trieb ihr Tränen in die Augen.

Nur schleppend fand sie zu Kräften. Ihre trockene Kehle verlangte nach Wasser. Sie erstarrte. Mit einem Mal war ihr, als nehme sie den Hauch eines Parfums wahr. Dieser Duft hatte ihr auf Anhieb gefallen, als ihr Freund ihn zum ersten Mal benutzte. Ihr Magen verkrampfte sich.

Nein. Er war's nicht. Er konnte es nicht sein. Seine Stimme hätte sie erkannt. Aber wie war es möglich, dass ein so übler Mensch wie der Entführer sich für das gleiche Aftershave entschied?

Aber was verschwendete sie ausgerechnet jetzt ihre Gedanken an Düfte? Wenn der Kerl das nächste Mal die Tür zu ihrem Verlies öffnete, musste sie bereit sein, davonzurennen. Nur so sah sie für sich eine Chance. Selber zu kämpfen, insbesondere gegen einen Mann, wäre hoffnungslos. Und sollte es ihr nicht gelingen wegzulaufen, könnte sie zumindest um sich treten und ihm ihren Fuß in die Weichteile setzen. Und um Hilfe schreien wollte sie, so laut sie nur konnte. Das eine oder das andere würde ihr das Leben retten.

Da sie die Augen geschlossen hatte, nahm sie die im Sonnenstreifen tanzenden Staubpartikel nicht wahr.

Ihr Herz setzte einen Schlag aus. Erschrocken warf sie im Dunkeln den Kopf Richtung Tür, von wo sie seine Stimme vernahm. Er sprach durch das Guckfensterchen.

»Du bist aufgewacht«, stellte er fest.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?« Beklemmende Stille. »Wo bin ich?« Nichts. Auch jetzt keine Antwort. Der Knoten in ihrem Magen nahm ihr die Luft. Nach einigen Sekunden hörte sie, wie er, noch immer draußen vor der Tür, in väterlichem Ton erklärte:

»Wir kennen uns.«

Sie erstarrte. Ihr Herz hatte bereits vorher zu rasen begonnen, jetzt aber drohte ihr Brustkorb zu zerreißen.

»Dir wird es bei mir gefallen. Mit der Zeit wirst du dich an mich gewöhnen.«

Sie suchte fieberhaft in ihren Erinnerungen, konnte jedoch die Stimme niemandem zuordnen. Aber davon wollte sie sich jetzt nicht ablenken lassen. Jetzt, wo er hier war, musste sie ihm irgendein Angebot unterbreiten, um sich aus ihrer misslichen Lage zu befreien. Ihre Gedanken überschlugen sich.

»Hallo? Sind Sie noch hier?« Sie horchte. »Hallo?«

Totenstille.

Er musste wohl gegangen sein.

Panik ergriff sie. Sie zerfloss in stillen Tränen, das Gesicht in die Hände vergraben.

Dass Böses in dieser Welt geschah, wusste sie. Die Medien waren voll davon. Bisher waren stets andere betroffen, sie selber war verschont geblieben. Allerdings hatte sie auch ihren Teil dazu beigetragen, dass das Niederträchtige nie ein Teil ihres Lebens wurde. Sie hielt sich von zwielichtigen Gestalten fern, von gefährlichen Orten und dem ganzen Drogensumpf. Jetzt hatte es sie erwischt. Sie konnte sich nicht andeutungsweise erklären, weshalb irgendjemand sie wie ein Tier im Käfig hielt.

Will der Kerl rausfinden, wie lange es ein Mensch aushält ohne Nahrung und Licht? Will er sich für irgendwas rächen? Beabsichtigt er, mich zu missbrauchen? Oder ist das für ihn alles nur ein Spiel und er wird mich gleich ziehen lassen?

»Erkennst du mich wieder?«

Sie zuckte zusammen. Ihr Blick flog zur Tür.

Der Kerl stand noch immer draußen.

Seine Stimme wirkte völlig ruhig. Seine Worte aber durchfuhren sie wie ein Blitz.

»Das Urteil hab ich bereits ganz zu Beginn gefällt. Du wirst mir nicht entkommen.«

Ihr dämmerte, er würde sie nicht gehen lassen. Niemals. Er würde ihr so lange Leid und Schmerz zufügen, wie ihr Körper es ertrug. Für einen kurzen Moment drohte sie an diesem Gedanken zu zerbrechen. Nicht der geknickte Geist würde ihn zum Aufhören bewegen, sondern erst das stillstehende Herz.

## KAPITEL 5

Da Palmer noch vor dem grossen Abendan Sturm in der Bar eingetroffen war, konnte sie sich einen freien Hocker an einem hohen Tischchen am hinteren Ende der Theke erobern. Es gibt Leute, die sagen, es sei ein schlechtes Zeichen, wenn man damit begann, alleine zu trinken. Aber hier ein Bierchen zu zischen, ganz für sich, anonym in der Masse, das liebte sie. Nicht jeden Tag, aber ab und an war dies besser, als sich zu Hause einsam zu fühlen. Sie nippte ihren ersten Schluck Bier direkt aus der Flasche.

Den ganzen Tag hatte sie genutzt, um zu telefonieren und überall nach Juli zu fragen. Niemand wusste, wo sie steckte.

Palmer hatte Julis Agentin nicht gekannt. Auf Umwegen hatte sie diese aufgespürt, und auch sie fand es ebenfalls höchst eigenartig, dass Juli ihre Anrufe nicht entgegennahm oder zurückrief. Sie bestätigte, dass Julis letzter Job längst abgeschlossen und sie davon ausgegangen war, dass Juli zu Hause sei.

Der Raum füllte sich, der Geräuschpegel stieg. Gläsergeklirr und wirres Geplauder. Einige wippten mit dem Kopf, als der Barkeeper einen Song von Caroline Chevin startete und lauter stellte. Palmer mochte nicht von fremden Typen mit Anmachsprüchen zugemüllt werden und zog es vor, wenn man sie in Ruhe ließ. Deshalb bestellte sie jeweils zwei Bierchen. Das andere stellte sie auf dem Tisch sich selbst gegenüber hin, damit es so aussah, als kehrte ihr Begleiter gleich zu seinem Bier zurück.

»Du bist die einzige beachtenswerte Person in dieser Bar«, sagte der Typ, der sich neben Palmer hinpflanzte und sich durch das zweite Bier in keiner Weise beeindrucken ließ.

»Da hast du mehr Glück als ich«, antwortete Palmer. Sie wusste, sie hatte eine Stinklaune. Aber sie hatte den Typen auch gar nicht darum gebeten, sie anzusprechen.

»So ein hübsches Mädel ganz alleine? Wie find ich das? Ich hab mir überlegt, zu welchem Drink ich dich wohl einladen darf?«

Palmer mied den Blickkontakt und entgegnete, noch bevor er seinen ganzen Hintern auf den Hocker geschoben hatte: »So, hast du?« Sie verdrehte die Augen. »Du fragst mich, was du mir ausgeben darfst? Und ich sag dir, was du mich kannst.« Nun drehte sie ihren Kopf ganz weg und demonstrierte gähnendes Desinteresse.

Für einen kurzen Moment stand er da mit leicht geöffnetem Mund. Dann musste er sich bewusst geworden sein, wie dämlich das aussah, denn er lächelte verlegen.

»Mann, das Kätzchen hat Krallen«, sagte er und nickte

anerkennend. »Die Sache ist die: Ich bin mit einigen Kum-  
pels hier. Schau nicht rüber, sie stehen weiter vorne an der  
Bar. Ich hab gewettet, dass es mir mit links gelingt, mit dir  
die Bar zu verlassen. Du willst mich doch nicht wie ein Arsch  
aussehen lassen?«

»Das kriegst du gut ohne meine Hilfe hin«, antwortete Pal-  
mer, wobei sie ihr Glas vom Untersetzer hob, mit der ande-  
ren Hand danach griff und ihn als Deckel auf ihr Glas legte.  
»Sabber mir nicht ins Bier, Romeo« sagte sie, denn sie ekelte  
sich vor Leuten, die beim Sprechen Spucketröpfchen ver-  
sprühten. Sie widmete sich wieder der Bierflasche, um die  
Etikette abzapfen zu können.

Sein Gesicht schien wie eingefroren.

»Ich bin der Dame wohl nicht gut genug. Blöde Schlampe«,  
sagte er mit säuerlichem Lächeln und baute sich in voller  
Größe vor ihr auf.

»Du hast recht, es liegt tatsächlich an dir. Nun geh nach  
Hause und spiel mit deinen Puppen.« Als Abschiedsgruß salu-  
tierte sie mit einer zuckenden Bewegung von Zeige- und Mit-  
telfinger an ihrer Schläfe.

Palmer fragte sich keinen Moment, ob sie etwas zu weit  
gegangen war.

Er stand ihr noch immer mit wütendem Blick gegenüber,  
als sie neben sich eine neue Stimme vernahm.

»Dein Espresso, schwarz, wie du ihn am liebsten magst.«

Ein Typ in Anzug und Krawatte, den sie noch nie zuvor  
gesehen hatte, stellte zwei Espressi mit wunderschönem  
Schäumchen auf das Tischchen, einen davon vor Palmer, den  
andern vor den Hocker, auf welchen er sich nun schob. Lang-  
sam drehte Palmer den Kopf in seine Richtung und zog die  
rechte Augenbraue in die Stirn. Für einen kurzen Moment  
blickten sie sich in die Augen. Sofort wandte sie ihre ab.

»Was will denn dieser Anzug hier?«, fragte Romeo. Dann  
wandte er sich direkt an ihn: »Ist das deine Schnalle?«



Der Anzug ging auf diese Frage gar nicht ein, sondern sprach zu Palmer. »Und, wie war dein Tag?«

Romeo runzelte die Stirn, so wie es jemand tut, der nicht schlau wird aus der Situation. Immerhin merkte er, dass er hier und heute nicht würde landen können. Nach einigen Sekunden verdrückte er sich.

Der Neue genehmigte sich in aller Ruhe einen kleinen Schluck Kaffee.

Palmer betrachtete ihn mit ausdruckslosem Gesicht. Im Job als Warenhausdetektivin war sie darin geübt, sich blitzschnell einen Eindruck über einen Menschen zu verschaffen: Er war ungefähr Mitte 30 und damit mehr als fünf Jahre älter als sie, etwa einen halben Kopf größer, sauber rasiert, mit wachen Augen unter dichtem, leicht gewelltem dunklen Haar, das bald einen Schnitt nötig hatte. Palmer fragte sich, was wohl Typen wie ihn antrieb, sich auch im Sommer und privat in einen Anzug zu stürzen. Sie hasste Anzüge. Wobei sie zugeben musste, dass er ihm gut stand. Den obersten Knopf seines gebügelten weißen Hemds trug er offen. Ihr war klar, dass er auf seine Art auf sein Äusseres achtgab, und zwar mit Erfolg. Er machte auf sie einen intelligenten Eindruck. Palmer bevorzugte kluge Leute, auch wenn sich diese ebenfalls dann und wann dämlich benahmen. Ihr war andererseits noch nie ein Depp untergekommen, der je etwas Kluges tat. Das Herausstechendste an ihm aber war sein Lächeln. Es schien von Herzen zu kommen und ließ sein ganzes Gesicht erstrahlen. Und es formte ein Grübchen in die linke Wange. Palmer wandte ihre Augen ab und beobachtete, wie ein Pärchen an einem entfernten Tisch gleichzeitig ihre kelchförmigen Gläser an die Lippen führte, erst etwas Salz vom Rand leckte, bevor beide sich behutsam einen Schluck gönnten. Der Typ sagte etwas, das Palmer wegen der lauten Musik nicht verstand, und das Girl lachte übertrieben laut, wobei der Drink in ihrem Glas überschwappte.

Zurück zum Typen an ihrem Tisch. Zwar war sie insgesamt positiv überrascht, spürte aber instinktiv, dass diese Geschichte hier sowieso nichts werden würde.

»Echt jetzt. Weshalb setzt du dich her? Brauchst du Geld?« Die Frage schien ihr sehr gelungen, denn egal, ob er ihr nun eine Räubergeschichte oder die Wahrheit auf-tischte, solange er ihr etwas erzählte, würde sie nicht selber reden müssen.

»Mein Name ist Alex.« Er lächelte.

Palmer blickte ihm schräg ins Gesicht. »Und, was machst du so?«

»Ich bin Spezialist für Markenpositionierung.«

»Eben warst du mir noch halbwegs sympathisch«, sagte sie und nahm einen Schluck aus ihrer Flasche. Er musste gespürt haben, wie ihm das Blut in die Wangen stieg und sein Kopf rot leuchtete, denn er wischte sich Schweißperlen von der Stirn.

Irgendwie tat er ihr leid und sie bemühte sich, nicht völlig unfreundlich zu wirken, schließlich hatte er ihr eben noch Unannehmlichkeiten erspart.

»Nun erzähl schon. Was macht denn ein Markenpositionierer?«

Seine Antwort fiel ziemlich ausführlich aus. Dann und wann nickte sie, schließlich sollte es so aussehen, als folgte sie seinen Ausführungen. In Wirklichkeit aber dachte sie sich, er müsse irgendein Chef sein, so wie der redete. Nur Manager verwenden so viele Fremdworte. Jedenfalls wurde sie nicht klug aus dem, was er erzählte. Sie fragte sich sogar, ob er sie beleidigte oder sie für dumm hielt, ohne dass sie es merkte. Aber sie wollte ihn nicht unterbrechen. Sie betrachtete seine gepflegten Hände. Er trug eine schlichte Stahluhr mit Aufschrift Patek so und so. Noch nie gehört.

Palmer begann sich umzublicken.

Als er sagte: »... zur strategischen Neuorientierung ziehen wir die Portfolio-Analyse zu Rate ...«, platzte ihr der Kragen.